

Streiflichter auf dem Gebiet der Landwirtschaft

Autor(en): **Hirt, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzellische Jahrbücher**

Band (Jahr): **14 (1882)**

Heft 10

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-258453>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Streiflichter auf dem Gebiete der Landwirthschaft.

Referat, vorgetragen von Erzieher J. Hirt in der Versammlung der gemeinnützigen Gesellschaft von Appenzell A.-Rh. den 9. August 1880 in Appenzell.

In der allseitigen Entwicklung der Gewerbe liegt die Quelle des Wohlstandes für Alle."

Tit.!

Es ist ein hartes Wort, das der große Weltenschöpfer seinem unruhigen Gaste ins Paradies zurief: „Der Acker ist verflucht um deinetwillen. Dornen und Disteln soll er dir tragen, und im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen.“ Und wahrlich die letzten Jahre führten dem Landwirth diese Worte wieder recht ernst zu Gemüthe, schien es doch, als ob der Fluch neuerdings ausgegossen worden wäre über unsere Wiesen und Fluren. Die Ungunst der Witterung und die damit verbundenen Mißernten, sowie das Eintreffen anderer mißbeliebiger Faktoren hätten genügen dürfen, dem Gewerbe der Landwirthschaft Valet zu sagen, wenn es eben anginge. Hoffen wir, es seien die sieben magern Jahre vorüber, und es breche die Zeit an, wo das Land sein Gewächs gebe in üppiger Fülle. Es ist eine große Schwäche der Menschen, daß sie gerne bereit sind, den Himmel anzuklagen für das Unglück, das sie selber verschuldet haben. Und wenn wir über die Verhältnisse nachdenken, so haben wir eigentlich nicht sehr Ursache, mit den letzten Jahren in so hohem Grade unzufrieden zu sein. Es waren Jahre der Prüfung. Alles erreicht seinen Höhe-

punkt, und nachher geht's rasch wieder bergab. Wir sind in der Lage, die letzten Jahre als eine Schwindelperiode zu bezeichnen. Der Gründergeist entfaltete mächtig seine Flügel, allerlei menschliche Machwerke schossen wie Pilze aus dem Boden, und es schien fast, als ob der Nachwelt nichts mehr zu thun übrig bleiben sollte, als auf den Lorbeeren der Ahnen auszuruhen. Auch unsre vaterländischen und andere Feste wissen hievon zu erzählen: Groß und mächtig ging es her; der äußere Pomp verdunkelte die Grundidee und den Kern der Zusammenkünfte, wenige Ausnahmen abgerechnet. Selbst unsre Landwirthschaft wurde von diesem Zeitgeiste unwillkürlich fortgerissen, die Güterpreise stiegen rasch, die Arbeitskräfte nahmen ab, Alles wurde nach höherem Style betrieben, warnende Stimmen wurden als Schwarzseher bezeichnet; heute reibt man sich die Hände ob dem gewaltigen Krach und weiß kein anderes Mittel, als zu den Normalverhältnissen zurückzukehren. Das Mittel ist jedenfalls gut, wirkt aber etwas langsam und schmeckt nicht süß. Es sind eben solche Zeiten kein reiner Himmel, sondern ein augenblickliches Wetterleuchten, das nur eine grauenvollere Dunkelheit zurückläßt und die Fähigkeit zu fernerm Aufblühen lähmt. „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen“, d. h. es soll der Mensch nicht genießen ohne Anstrengung und ohne Arbeit; es ist dies die große Lehre, welche die Bildungsgeschichte unseres Geschlechtes uns nahe legt. Wir stimmen daher nicht ein in den Chor derjenigen, die da rufen: „Die Arbeit ist ein Fluch.“ Nein, sie ist für uns eine unversiegbare Quelle des Segens geworden. Unglücklich ist der, der nicht arbeiten will, noch kann.

Der Landmann hat eine gar wichtige und hehre Aufgabe; er soll der Erde, diesem mütterlichen Heimatlande, das ihn gebär, ihn erzog, ihn trägt, ihn täglich und stündlich mit milden Gaben erfreut, ihren Segen abgewinnen, sie pflegen und bebauen, daß dieser Segen sich stetsfort er-

neuere. Etwas Herrliches und Großes ist es, in Gottes Eigenthum so frei schalten und walten zu können. Darum Ehre und Achtung vor diesem Berufe! Auch darf er sich auf seinem Bestand nicht wenig einbilden; er ist das älteste aller Gewerbe, er ist der Gründer fester Wohnsitze, ganzer Nationen, der Künste des Friedens, der Tugenden des Bürgerthums, der Wiege menschlicher Gesittung. Wie jedes andere Gewerbe sich vervollkommnet hat, so auch die Landwirthschaft, und trotz aller Anstrengungen sind wir heute noch nicht am Ziele angelangt. Vieles noch bleibt zu thun übrig. Die Geschichtsbücher geben uns Kunde, wie es vor Jahrhunderten in unserm Lande ausgesehen. Wo vereinzelte Blockhäuser standen, dehnen sich jetzt blühende Ortschaften aus, die undurchdringlichen Wälder mit ihren mächtigen Fichtenstämmen und unheimlichen Bewohnern sind verschwunden, und die heutige Forstliteratur trauert mit Recht um den verschwundenen Reichthum und meint, es seien bloß die großartigen Holzvorräthe, nicht aber die räuberischen Geschöpfe verloren gegangen. Wo der Wanderer auf mühevолlem Pfade dem Ziele seiner Reise zuschritt, gleitet heute der Fuß auf prächtiger Straße, an Stelle der elenden Hütte, die im gleichen Raume für Mensch und Thier Wohnung bot, durch deren fadenscheinige Wände sich der Rauch einen Ausweg suchte und der kalte Nord sich freien Eintritt verschaffte, sind wohnliche, gar freundliche Häuser getreten, und wollten wir gar alle die Anstalten aufzählen, die zum Wohle der Menschheit dienen, die christliche Liebe geschaffen und heute noch erhält, wir würden kaum fertig. Anders ist es geworden, schöner und besser. Damit ist freilich nicht gesagt, daß heute unsere Wünsche schweigen; vielmehr drängt sich uns die Frage auf: Wie steht es jetzt mit der Landwirthschaft, und wo und auf welche Weise ist Nachhülfe nothwendig?

Mit dem Emporblühen der Landwirthschaft hielt auch die Vervollkommnung der Gewerbsthätigkeit gleichen Schritt.

Ja, diese jüngere Schwester hat ihre ältere weit überflügelt und gilt heute für den wichtigsten Erwerbszweig der menschlichen Gesellschaft. Daher kommt es auch, daß in den letzten Jahren ein großer Theil der ländlichen Bevölkerung der Landwirthschaft den Rücken kehrte, der Industrie seine Kräfte anbot und den Städten zuwanderte, wo reges, lustiges Leben und viel Verdienst zu treffen war. Heute, da in vielen Gebieten eine Stockung eingetreten, zeigt sich eine entgegengesetzte Strömung, nur mit dem Unterschied, daß die Betreffenden lieber Nichtsthun und dem Bettel obliegen, als zur ländlichen Arbeit zurückkehren. Wie schwer hält es, in einen größern Haushalt aufs Land zuverlässige Dienstboten zu finden? Und welche Beschuerung wird Einem oft zu Theil, bei Herbeiziehung fremder Arbeitskräfte überhaupt? Die alte Einfachheit ist aus dem Volksleben verloren gegangen, der Schwindel und das Mißtrauen in alle Volksschichten hineingedrungen, und mit gerechter Besorgniß schaut Mancher in die Zukunft. Es ist ernste Aufgabe eines Jeden, insonderheit der Vereine, dahin zu wirken, daß diese Mißverhältnisse nach und nach durch bessere Zustände ersetzt werden und man wieder in gesündere Bahnen einlenke. Nehmen wir in erster Linie Bedacht auf unsere landwirthschaftlichen Verhältnisse!

Wohl ist die Schweiz ein Freistaat, allein wenn laut amtlich statistischer Angabe die Lebensmitteleinfuhr die Ausfuhr jährlich um ca. 150 Mill. Franken übersteigt, so tritt das Abhängigkeitsverhältniß ziemlich scharf hervor, und es entsteht die Frage, ob die Unzulänglichkeit unserer Ernten die Freiheit nicht mehr gefährde als die feindlichen Waffen. So lange zwar die Industrie blüht, also durch sie die Mittel geboten werden, die ersten Lebensbedürfnisse dem Auslande abzukufen, macht sich die Lücke weniger fühlbar, treten aber in jenen Erwerbsquellen Stockungen ein, wie es in letzten Jahren theilweise der Fall war, so treten Noth und Elend nur um so rascher auf.

Ich denke, wir dürfen also unser Heil von der neuen Militäreinrichtung, diesem alles verschlingenden Moloch, dem man jährlich über 20 Mill. Franken in den Rachen wirft, nicht erwarten, ebensowenig von der Landesbefestigung, für die gegenwärtig so großartig geschwärmt wird. Sie mag ein Atom dazu beitragen, den äußern Feind abzuhalten; aber wir fragen, sind nicht andere, gefährlichere Feinde im Innern selber, die an der Zersplitterung der Eidsgenossenschaft arbeiten, ihr Wohl untergraben, wenn auch im Stillen, aber nur um so sicherer? Sind diese nicht mehr zu fürchten, als unsre, heute freundlich scheinenden Nachbarn? Was soll eine Landesbefestigung und ein Militärstaat, wenn die Existenzmittel fehlen? Also von dieser Seite leuchtet nicht der Stern der Hoffnung. Wir kehren zur Landwirthschaft, dem Aschenbrödel der menschlichen Gesellschaft, wie jene oft auch genannt wird, zurück und suchen da Hülfe. Ein berühmter Staatsmann und treuer Freund der Landwirthschaft sprach das Wort: „Der Stand der Bauern ist der ehrwürdigste der menschlichen Gesellschaft; er ist die Quelle unendlichen Segens geworden, auf ihm ruht heute noch das Wohl der gesitteten Welt, der er das tägliche Brod und Kleid giebt.“ Hat sich auch in neuerer Zeit die Industrie sehr vervollkommenet, haben sich ihre Erzeugnisse außerordentlich vermehrt, wird sie auch häufig als der wichtigste Erwerbszweig betrachtet, so darf nicht vergessen werden, daß auch sie mittelbar oder unmittelbar auf dem Landbau ruht, und daß die Erzeugnisse dieses letztern den Werth der Industrieprodukte weit übersteigen.

Was die landwirthschaftlichen Verhältnisse in unserm Kantone betrifft, so bewegen sie sich, vermöge des rauhen Klimas, in sehr bescheidenem Rahmen. Wir haben keine Getreidefelder und essen das schönste Brod, besitzen keine Reb-
gelände und trinken Wein, wenn ihm auch hie und da das Prädikat „Allerlei“ beigelegt werden muß, fabriziren Käse

und Butter, wovon das Beste ins Ausland wandert, kaufen Holz aus dem Schwarzwald, Vieh vom Oberland und Vorarlberg, Kartoffeln vom Rheinthal und Schaffhausen, Gemüse aus dem Thurgau &c.

Wenn es uns möglich wäre mit bestimmten Zahlen aufzuwarten, wir würden staunen, welch' enorme Summen Geldes jährlich für obige Gegenstände außer unsere Marken wandern, und die Frage muß sich uns aufdrängen: Wollen wir es so fortgehen lassen, oder können wir etwas dazu beitragen, daß unsere landwirthschaftlichen Erzeugnisse gehoben werden? Ich glaube ja. Als Hauptmittel führe ich an: Fleiß und Sparsamkeit, rationelle Bearbeitung des Kulturbodens, Hebung der Viehzucht und Alpwirthschaft und Gründung landwirthschaftlicher Fortbildungsschulen.

Sie werden freilich sagen, das seien alte, bekannte Dinge, so bekannt, daß die Sperlinge sie auf allen Dachsparren pfeifen, doch wage ich es gleichwohl, einige Gedanken herauszugreifen. Also Fleiß und Sparsamkeit! Es sind dies die einzig ehrlichen Wege, um zu Wohlstand und zu wahrem Glücke zu gelangen, und Gott ließ noch keinen zu Schanden werden, der arbeitete und die Absicht hatte, sich ehrlich durch die Welt zu schlagen. Wir meinen nicht jene gedankenlose Arbeit und jenes unnütze Eifern und Aufreiben für eine Sache, die zu keinem Ziele führt. Es soll sich mit der Hände Arbeit auch die des Verstandes verbinden; denn Kenntnisse und ein rechnender Kopf sind mächtige Hülfsmittel zur Erreichung des Wohlstandes. Zeit ist Geld, sagt der Geschäftsmann; er rechnet, wie er durch verbesserte Einrichtung und geschickte Eintheilung der Arbeit möglichst viel erspart. Lernen wir Landwirthe auch das auf unsere Verhältnisse anwenden; auch wir sind Unternehmer auf unserm Grund und Boden. Wir werden dadurch viel ersparen, namentlich da, wo wir mit fremden Kräften ar-

beiten müssen, sei es im Felde oder in der Scheune. Prägen wir uns den Grundsatz des Geschäftsmannes recht tief ins Gedächtniß, wir werden mit andern Augen im Hofe herumsehen als bisher und Manches entdecken, was diesem Grundsatz widerspricht, und darüber staunen, wie Zeit und Gewohnheit da und dort Arbeitsverschwendung geheiligt haben. Wie viel braucht's mancherorts, aus alten Gewohnheiten heraus zu kommen, zu scheiden vom alten Schlendrian? Was der Großvater und Urgroßvater gethan, gilt als unantastbares Heiligthum, und darum soll es auch heute noch besser sein, in der Bahn der alten Sitten und Gebräuche fortzufahren. Die jetzige Zeit mit ihren verbesserten Einrichtungen, ihren Maschinen aller Art, die die kostspielige Handarbeit zum schönen Theil überflüssig machen, die Produkte besser verwerthen lassen, warum findet sie so wenig Eingang? Ja, der Großvater hat's auch sonst machen können und ist gleichwohl selig gestorben. Machen wir uns die Errungenschaften der Industrie zu Gute. Wir erinnern hiebei nur an die Futterschneidmaschine, welche große Dienste sie vielorts geleistet hat, namentlich in den letzten Jahren, wo die Futtervorräthe theils überreif, theils bei ungünstiger Witterung eingebracht wurden. Auf allen Gebieten wird vorwärts gearbeitet und dahin gestrebt, mit möglichst wenig Kapital recht viel zu erzielen. Warum sollte auf dem großen und wichtigen Gebiete der Landwirthschaft das nicht auch gethan werden? Wir haben nicht die Meinung, daß es, um dies Gewerbe zu betreiben, einen Kapitalisten brauche, wohl aber zwei kräftige, rüstige Arme und einen klaren Kopf. Eine tüchtige Arbeitskraft ist ein werthvolleres Kapital als ein Hof in schlechten Händen. Schwer hält es zwar, tüchtige Arbeitskräfte an unser Geschäft zu fesseln; erstlich sind sie seltener geworden, und zweitens ist die sittliche Verlotterung auch in die dienende Volksklasse eingedrungen. Was die Woche durch sauer verdient wird, wird nicht selten am

Sonntag durchgebracht. Können wir unsere Arbeitsleute dahin bringen, daß sie selbst beginnen zu sparen, ihren Verdienst bei Seite zu legen, in der Absicht, selbst einmal selbstständig zu werden, so werden sie auch mit Eifer und Hingebung arbeiten und auch unsern Vortheil wahren. Wer dieses Lebensziel nicht hat, dem mag es gleichgültig sein, wie es geht. Können wir über tüchtige Arbeitskräfte verfügen, so sorgen wir auch dafür, daß sie recht belohnt werden und ihnen eine Behandlung zu Theil wird, die ein pflichtgetreuer Mensch zu fordern ein Recht hat; denn jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth. Ein Knausern wäre da eine Sparsamkeit am unrichtigen Orte. Es ist einem Knechte, der eine ordentliche Viehhabe zu besorgen hat, ein großes Kapital anvertraut, und wer wollte ihm nachrechnen, was er in einer Woche versäumt oder zum Vorthelle seines Herrn erarbeitet? Ist er nur des Lohnes wegen da, d. h. arbeitet er nur soweit, um nicht der Pflichtversäumniß angeschuldigt werden zu können, so kann man es erfahren, wohin es führt, mit solchen Leuten zu agiren. Verwaltet aber der Knecht, die Magd, der Tagelöhner das ihm Anvertraute wie sein Eigenthum, arbeiten sie alle mit Eifer und Einsicht, suchen sie also auch den Vortheil ihres Vorgesetzten, dann mag sich dieser allerdings Glück wünschen und dafür sorgen, solche Arbeitskräfte recht lange an sich zu fesseln; er kann es, indem er sie recht bezahlt und ihnen ein menschenwürdiges Dasein sichert. Also Sparsamkeit am rechten Orte!

Es steht uns nicht an, über verschiedene Familienverhältnisse zu richten, aber das wagen wir zu behaupten, daß viele Familienhäupter selbst die Gründer ihrer Armuth und ihres Elendes geworden sind. Die beiden Begriffe: „Fleiß“ und „Sparsamkeit“ sind ihnen fremd. Wie viel besser thäte mancher Familienvater, er würde seinen Sohn bei einem tüchtigen Bauern unterbringen, statt ihn ins Welshland zu schicken, wo er weiter nichts lernt, als Geld verthun

und die Nase auf französisch rümpfen, und dann zu jeglicher Arbeit zu vornehm ist. Dienen ist keine Schande, und ein wenig fremdes Brod essen, das sauer verdient werden muß, schadet gar nichts. Ich glaube, die Beispiele liegen nicht sehr fern, wo ein armer, aber tüchtiger Knecht sich zu einem Gutsverwalter emporgearbeitet hat. Es ist nicht überall möglich, aber auch nicht nöthig, daß der Hausvater jedem seiner Söhne einen Hof hinterlasse; hat er sie gelehrt denkend arbeiten und ihre Bedürfnisse einschränken, so ist das mehr denn Geldes werth. Der große Fehler wird meistens darin gemacht, daß man die sogenannten kleinen Ausgaben übersieht, und gerade sie sind es, die jährlich große Summen ausmachen.

Rationelle Bearbeitung des Kulturbodens! Unser Kanton ist vermöge seiner klimatischen Verhältnisse größtentheils auf Wiesenbau und Viehzucht angewiesen. Zwar gedeiht hie und da der Obstbaum noch vortreflich, die Forstkultur lebt neu auf, aber der Körnerbau hat keine Bedeutung, und der Gemüsebau, mit vielen Vorurtheilen behaftet, schläft noch den Schlaf der Gerechten. Vor den meisten andern Kantonen haben wir das voraus, daß unsere Heimwesen einen Complex bilden, was die Bewirthschaftung bedeutend erleichtert. Doch wir wollen uns nicht rühmen, vielmehr darnach streben, unsre Verhältnisse besser zu gestalten. Kann es sich darum handeln, neue Kulturpflanzen einzuführen, unsere Vegetation reichhaltiger zu gestalten? Wir glauben, nein. Die Hauptaufgabe wird darin bestehen, die schon vorhandenen Gewächse besser zu pflegen. Die Erfahrung wird lehren, welche Einbürgerung der viel gepriesenen Sojabohne zu theil wird. Wir maßen uns kein endgültiges Urtheil zu, glauben aber doch behaupten zu dürfen, daß nächstes Jahr die Versuche zur Anpflanzung derselben sich mehr als um 80 % vermindern dürften. Diese Pflanze paßt so wenig in unser Klima als ein Italiener nach Grönland. Der Streich

ist über Erwarten gelungen und die Schweiz hiedurch um viele tausend Franken erleichtert worden. Wir sind wohl nun gründlich bekehrt von der Meinung, es lege das Ausland uns seine Goldminen zur Ausbeute dar. Und welche Mühe ist schon verwendet worden für Einführung feiner Obstsorten! Das Ding will nicht recht gelingen, und man kehrt wieder zu dem zurück, was unsern Verhältnissen angemessen ist; das Klima läßt sich einmal nicht anders machen, trotz Dampf und Telegraph. Verwende man mehr Mühe und Sorgfalt auf den Kartoffelbau, ist er doch mehr denn jedes andere Gewächs geeignet, uns den Mangel an Körnerfrucht zu ersetzen! Steht auch die Kartoffel der Körnerfrucht an nährenden Stoffen weit nach, so glaube ich doch, daß in den meisten Fällen eine ungenügende Ernährung nicht zu befürchten sei, nur etwa da, wo als besseres Surrogat ein „blauer“ Kaffee beigegeben wird. Es ist hier nicht der Ort, über Anbau und Verwendung der Kartoffel einzutreten; wir möchten nur den Wunsch äußern, daß dieser wichtigen Kulturpflanze, die in unsern klimatischen Verhältnissen noch schöne Erträge abwirft, mehr Aufmerksamkeit geschenkt werde. Es ist ferner auch die weiße und gelbe Rübe (Möhre), die angebaut zu werden verdient. Referent hat seit einigen Jahren größere Versuche mit bestem Erfolge gemacht. Der Ertrag dieser Pflanze kommt höher zu stehen als derjenige der Kartoffel; sie leidet weniger von der Ungunst der Witterung und liefert nebenbei ein ausgezeichnetes Mast- und Milchfutter. Es braucht nicht immer große Güter, um viel zu ernten, wohl aber gut bearbeitete. Mancher erntet auf seinem ausgedehnten Heimwesen nicht mehr als der Nachbar auf seinem kleinen. Dieser kann durch verbesserte Bearbeitung, Düngung zc. ein Kapital im Boden anlegen, das sich zu viel mehr Prozenten verzinst als das jenes, dessen Arbeitsfeld die eigenen Kräfte weit übersteigt, der genöthigt ist, beinahe sein ganzes Vermögen in

das Betriebskapital zu stecken. Fast jedes Gut bietet Gelegenheit zur Verbesserung, hiedurch wird der Werth des Grundkapitals vermehrt und die Grundrente gesteigert, ohne daß dadurch die Zinsen in gleichem Verhältnisse anwachsen, und das ist die wahre Vergrößerung des Grundes und Bodens. Wie oft genügt an steiler Halde eine Weganlage, auf der man mit einem Zugthiere die Erträge der Wiesen und Aecker holen, den Dünger hinauf bringen kann, und wie oft ist man im Stande, durch eine Drainageanlage den Ertrag des Feldes um das Fünf- und Sechsfache der Entwässerungskosten zu erhöhen! Gerade in dieser Hinsicht ließe sich in unserm Ländchen noch recht Vieles thun. Wir meinen nicht, daß ergiebige Streuwiesen, deren Werth wir wohl zu schätzen wissen, trocken gelegt werden sollen; es gibt in gar vielen unserer Güter der Stellen noch sonst genug, wo das Uebermaß von Feuchtigkeit nur schädlich wirkt.

Wir möchten gerne an dieser Stelle auch für den Gemüsebau ein Wort einlegen. Wenn wir sehen, wie unsere Nachbarkantone in dieser Hinsicht ein reges Leben entfalten und mit einander wetteifern; wie sie aus ihren Gartenanlagen und Feldern die höchsten Erträge erzielen; wie sie in ihren Ausstellungen Reichthum und Mannigfaltigkeit der Gewächse zur Schau bringen; wenn wir sehen, für welche enorme Summen Geldes Gemüse aus unsern Nachbarkantonen eingeführt werden, so wird uns eigen zu Muth; wir möchten sie beneiden, jene glücklichen Gegenden. Doch, wir probiren's auch, und siehe da, es gelingt, wenn auch nicht Alles. Wir nehmen den Kampf auf mit der Meinung, es passe der Gemüsebau nur für den Landwirth in den milderen Gegenden. Es ist bekannt, daß Gemüse noch hoch auf den Bergen gedeihen, ja sich dort gleichsam veredeln. „Der Blumenkohl, der z. B. in Bünden 3000' ü. M. gezogen wird, ist weit feiner und zarter, und die Rüben, die 4—5000' ü. M. wachsen, weit milder und süßer als die im Tiefland.“ Es fehlt

bei uns in Bezug auf den Gemüsebau an gehöriger Sachkenntniß, den Boden dazu für derartige Gewächse herzurichten und die entsprechenden Pflanzen, die bei uns gedeihen, auszuwählen. Vielfach wirft man dem Gemüsebau vor, er verschlinge zu viel Dünger. Aber probiren's wir einmal, ziehen wir Alles wohl zu Rathe, benutzen wir den Dünger dazu, der das Jahr hindurch im Hofraum zertreten wird, oder, wie's noch vielorts geschieht, in den Bach fließt, und wir werden aus unserm Gärtchen oder Gemüesfeld große Erträge gewinnen, ohne daß der Heustock kleiner würde. Die Natur bietet Jedem willig die Hand, der es versteht, ihre Kräfte auszunützen; sie liefert uns die reichlichsten und billigsten Ernten, wenn wir im Vereine mit ihr arbeiten. Nach meinen sechs-jährigen Beobachtungen, die ich auf einem Fleck Erde gemacht habe, den die gütige Natur nicht sonderlich mit Schönheit begabte und der bei der uralten Umwälzung nicht jene günstige Mischung erhielt, die für Gemüsebau so nothwendig ist, kann ich diesen doch sehr empfehlen, empfehlen auch mit Rücksicht auf den Wechsel im Gebrauch der Nahrungsmittel. Geht es auch nicht immer nach Wunsch, nur Muth und Geduld; wo ist etwas im Leben, das sich ungetrübt des Daseins freut? Nagen die Würmer ja nicht nur an unserem Kohl, sondern auch an vielen familiären und staatlichen Verhältnissen. Wenn nach einem Ausspruche Humboldt's in den Händen des Landwirthes das Vermögen und die Kraft des Staates ruht, so dünkt uns, es wäre nur billig, wenn der Staat die Bestrebungen, welche Hebung der Landwirthschaft bezwecken, unterstützen würde; er würde ja nur sein eigenes Vermögen aufnuen. Wir haben Gelegenheit, zu erfahren und zu lesen, was die Regierungen unserer Nachbarkantone diesbezüglich thun; ihre Beiträge belaufen sich jährlich auf Tausende von Franken. Bei uns scheint das Interesse nicht so großartig zu sein, wenigstens hat man bis dato nicht viel verspürt, und sind wir stetsfort auf das Wort angewiesen: „Hilf dir selber, so hilft dir Gott.“

Als ferneres Mittel, unsre landwirthschaftlichen Verhältnisse besser zu gestalten, haben wir angeführt: Hebung der Viehzucht. Nun muß ich aber gleich bemerken, daß über dieses wichtige Kapitel von Fachmännern schon so viel geschrieben und gesprochen worden ist, daß nichts mehr übrig bleibt als einfach zu handeln, wenn man das vorgesteckte Ziel erreichen will. Einige Bemerkungen seien uns gleichwohl gestattet. Man sollte meinen, es wäre die Schweiz, dieses herrliche Hochland mit seinen vielen Alpenweiden, so recht eigentlich der Heerd der Viehzucht. Aber auch hier ist sie vom Auslande abhängig. Die Einfuhr überstieg die Ausfuhr im Jahre 1877 um 23 Millionen Franken, wirklich eine bedenkliche Erscheinung. Wiederum stehen wir vor der Frage: Könnte nicht diese enorme Summe im Lande bleiben, vermag nicht die Schweiz ihren Bedarf selbst zu decken? So lange die Klage laut tönt, es herrsche in gar vielen unserer Alpweiden eine Mißwirthschaft, namentlich in Bezug auf die Düngerverwendung; so lange sich der Landwirth begnügt, auf seinen magern Wiesen eine magere Ernte wegzunehmen; so lange noch in so vielen Ställen schlechtes Nutzvieh steht, welches das auf ihm lastende Kapital kaum zu verzinßen vermag; so lange noch Zuchtstiere gehalten werden, die eine Musterkarte aller Fehler sind; so lange der Nachzucht von Jungvieh nicht größere Aufmerksamkeit geschenkt wird; so lange sich nicht der Staat der Sache annimmt, so lange wird die Schweiz in ihrem Abhängigkeitsverhältnisse verbleiben. Und was die Schweiz im Allgemeinen betrifft, berührt unsern Kanton ganz besonders, ist es ja längst bekannt, daß eine Reihe von Kantonen uns den Rang abgelaufen hat. Unter allen Verhältnissen erreichen wir die höchsten Erträge aus unserer Viehhaltung durch eine gute und reichliche Fütterung. Eine solche ist der Schwerpunkt, um welchen sich das Wohlergehen der ganzen Wirthschaft dreht. So viel uns bekannt, wird meistens darin ein arger Fehler gemacht, daß das Jungvieh

theils ungenügend, theils mit schlechtem Futter ernährt wird. So kommt es denn, daß man nach drei Jahren sich an einem verkommenen Krüppel ergötzen kann, der ein Körpergewicht hat, das ein gut genährtes Thier schon nach zwei Jahren aufweist. Und welchen Nutzen darf man später von einem solch schlecht genährten Thiere erwarten? So schleppt sich der Uebelstand, hervorgerufen durch mißverständene Sparsamkeit, von Jahr zu Jahr fort.

Zu jedem Unternehmen, soll es gelingen, ist Eintracht und eifriges Zusammenwirken nothwendig, aber wer wollte behaupten, daß es auf diesem neutralen Gebiete der Fall sei? Wir erinnern hiebei an die Herdebuchangelegenheit, deren guten Zweck wir nicht in Frage stellen möchten. Die politischen Parteien ziehen auch da ihre Scheidewände. Möchten doch einmal die schönen Worte: Freiheit und Gleichheit, wie sie bei Sängers- und Schützenfesten so schwungvoll von der Rednerbühne erklingen, That und Wahrheit werden, auch die Landwirthschaft bekäme ihren guten Theil! Wir möchten noch etwas berühren, das indirekt unsern Bestrebungen entgegenarbeitet, wir meinen das Ueberhandnehmen der Stickerien auf dem Lande. Es ist schön und recht, daß für Hausindustrie gesorgt wird, aber ob dies der rechte Weg sei, möchte ich doch bezweifeln. Wie Mancher, dem's sonst auf seinem Gütchen „wohl“ war, hat sich durch diesen Zweig zu Grunde gerichtet? Sein ganzes Vermögen wurde auf diese eine Karte gesetzt, die Bearbeitung des Gutes vernachlässigt, die Geschäfte gingen schlecht, und schließlich konnte er mit leeren Händen vom ganzen Gewerbe Abschied nehmen. Es bleibe daher der Bauer bei seinem Berufe, widme sich ihm mit ganzer Seele, bebaue sein Feld, seine Wiese, seinen Wald und besorge treu sein Vieh; „denn wo die Viehzucht blüht, ist Wohlstand daheim, und ein zahlreicher, gutgenährter Viehstand ist eine Goldgrube für ein Land.“ Die gegenwärtige Krisis, die auf der landwirth-

schaftlichen Bevölkerung lastet, die stets wachsende Bevölkerung mit ihren Bedürfnissen, die große Konkurrenz von Außen führen dem Landwirth ernst zu Gemüthe, seinen Beruf gründlicher und umsichtiger zu betreiben, wenn er überhaupt bestehen will. Zwar arbeiten schon seit Jahren landwirthschaftliche Anstalten und Vereine an der Lösung der großen Aufgabe; es ist die Presse thätig durch Verbreitung landwirthschaftlicher Blätter und Bücher, das Volk mit den Errungenschaften der Neuzeit bekannt zu machen; es sind Ausstellungen da, welche das Schönste und Beste aus allen Gebieten der Landwirthschaft dem Beschauer vor Augen führen, ihn dadurch besser unterrichten, als der schönste Vortrag es vermag, und gleichwohl schreitet die Entwicklung nur langsam vorwärts; es fehlt eben im Allgemeinen noch an Bildung. Noch liegt die Zeit nicht weit hinter uns, wo man allgemein glaubte, zum Bauernstand sei jeder gescheidt genug, den man sonst nirgends brauchen könne, aber gerade auf diesem Gebiete sind tüchtige Kenntnisse ganz unentbehrlich. Erziehung und Bildung machen auch den Bauernstand frei und führen ihn zur Herrschaft über sich selbst und andere. Wir nennen also als ferneres Mittel zur Lösung der großen Aufgabe: Gründung landwirthschaftlicher Fortbildungsschulen. Je gelehrter, je verkehrter, und wer Vieles lernt, mag nicht mehr arbeiten, so hören wir heutzutage von allen denen rufen, die den Werth der Kenntnisse zu verkleinern suchen; so tönt es von denen, die da glauben, den größten Profit zu machen, wenn sie ihre Kinder dem Schulbesuche recht oft entziehen, um sie anderswie zu verwenden. Und fast scheint es, die heutige Zeit wäre eher dazu angethan, der Bildung einen Dämpfer aufzulegen, als ihr das Wort zu reden, müssen wir es doch mit ansehen, wie hoch gestellte Beamte und Verwalter infolge gewissenloser Verwaltung des ihnen Anvertrauten ihrer Stellen entsetzt werden. Doch das sind Ausnahmen, die es zu jeder Zeit

gegeben hat, und anderseits liegt die Thatsache vor, daß selbst der Dümme noch fähig ist, seinem Mitmenschen Schaden zuzufügen. Warum denn landwirthschaftliche Fortbildungsschulen? Erstlich darum, weil die übrigen Schulen weder Zeit noch Gelegenheit haben, rein landwirthschaftlichen Stoff zu verarbeiten. Zweitens darum, weil die Landwirtschaft studirt werden muß wie jedes andere Gewerbe. Nur der Landwirth fährt gut, der mit Umsicht und Sachkenntniß zu handeln versteht, der mit der Hände Arbeit auch die des Verstandes verbinden kann. Was soll denn da gelehrt und gelernt werden? Vor Allem Rechnen; denn Rechnen ist am Ende der Grund aller Ordnung im Kopfe. Es lerne schon der junge Mensch seine Ausgaben nach den Einnahmen richten, er lerne seine Bedürfnisse einschränken, er verschaffe sich eine genaue Kenntniß alles dessen, was ein Gutsbetrieb erfordert, er lerne ausrechnen, daß drei gut genährte Kühe ebensoviel Nutzen abwerfen, als fünf schlechtgenährte, er lerne die Bodenverhältnisse kennen — mit einem Wort — er suche sich stets geistig zu fördern und in seinem Gewerbe auf der Höhe der Zeit zu erhalten, vergesse aber niemals, daß er ein Glied des großen Ganzen, ein Bürger des Staates ist, berufen wie jeder Andere, zum Wohle desselben und seiner Mitbürger nach Kräften zu wirken. Wenn wir sehen, wie andere Stände in der Erwerbung von Kenntnissen wetteifern und diese für die solideste Kapitalanlage betrachten, indem sie auch dem Unbemittelten den Weg zum Fortkommen, zum Vermögen bahnen, wenn er nebst Geschäftskentniß und Fleiß auch jene Mannestreue an den Tag legt, die früher so vielfach besungen worden und heute so sehr abhanden gekommen ist; wenn wir anderseits gestehen müssen, daß auf landwirthschaftlichem Gebiete diesfalls noch sehr wenig gethan wird, so darf es uns nicht wundern, daß der Bauernstand im Allgemeinen noch nicht den Rang einnimmt, den er einnehmen sollte. Wir rufen daher jeder Ortschaft,

die mit warmem Interesse die Bildung dieses Standes sich angelegen sein läßt, sei es durch landwirthschaftliche Fortbildungsschulen im engeren Sinne, sei es durch Gründung thätiger landwirthschaftlicher Vereine, ein herzliches „Glück auf“ zu. — Ich bin zu Ende mit meinen wenigen Gedanken und möchte nur noch ein Wort unseres verehrten Dr. Fr. v. Tschudy beifügen: „Der schweizerische Bauernstand hat eine große und hochwichtige Aufgabe. Er darf mit Recht erwarten, in der Lösung derselben von allen Seiten und namentlich auch von Seiten des Staates, in dessen eigenem Interesse, kräftig unterstützt zu werden. Seine Hauptstützen aber liegen in ihm selbst, in seiner sittlichen und geistigen Kraft, in seiner Einsicht und Bildung, in seinem rechtschaffenen Fleiße und dem unermüdblichen Streben, vorwärts zu kommen und sich die Fortschritte und Erleichterungen der Neuzeit zu Nutzen zu machen.“ Dann wird auch der Herr „den Acker segnen und der Acker wird Frucht tragen.“

Sollten Sie mit dem Referenten die Ansicht theilen, es sei nicht nur wünschbar, sondern dringend nothwendig, daß für Hebung unserer landwirthschaftlichen Verhältnisse mehr gethan werde als bis anhin, daß aber hiezu durchaus die Hülfe des Staates in Anspruch genommen werden müsse, so bitte ich Sie um Annahme folgender Anträge:

Die gemeinnützige Gesellschaft beschließt, die h. Regierung darum anzufragen,

- 1) einen Gesetzesentwurf betreffend Verbesserung unserer Viehzucht auszuarbeiten,
- 2) die Beiträge für die alljährlichen kantonalen Viehschauen von 500 auf 1500 Fr. zu erhöhen, und
- 3) vorzügliche Leistungen auf dem Gebiete der Landwirtschaft überhaupt durch Prämien zu unterstützen.